

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

145 (25.6.1921) Die Mußestunde

Energie hatte sie, fast ohne alle Hilfsmittel, ihr Leben gefristet. Sie hatte einige Hirschkäse mitgenommen, und daraus hatte sie nun Schlingen gefertigt, mit denen sie Schneehühner, Eichhörnchen und anderes kleines Wild fing. Ja, sie hatte sogar einige größere Tiere gelötet. Als die ersten Schlingen verbraucht waren, fertigte sie aus den Sehnen des erlegten Wildes neue. Und als richtige Frau hatte sie nicht nur für ihre Nahrung, sondern auch für ihre Toilette gesorgt. Sie hatte dazu, wie zur Herstellung von Schneeschuhen, mit dem zerbrochenen Schaft eines Pfeiles und einem Stückchen Eisenreifen, das sie gleichfalls mitgenommen hatte, ausgeht. Am meisten Mühe und Arbeit kostete ihr Ansuchen und Erhalten des Feuers. Mit zwei schwefelhaltigen Steinen konnte sie durch heftiges Reiben ein Handvoll losem Holzspäne entzünden. Sie hatte sogar Zukunftspläne. Um sie von der Schlingenstellerei heimkehrte, schätzte sie an Weidenbäumen die dünne, innere Rinde ab und drehte daraus eine Art Fäden, von denen sie schon mehrere hundert Ellen hatte. Sie wollte daraus ein Netz fertigen, um Fische zu fangen, wenn das Eis wiche.

Wie es sich für eine Robinsonade schick, in der eine Frau die Hauptrolle spielt, endete sie mit einer Heirat. Die tapfere Frau gefiel den Indianern so, daß sie sie zum Weibe begehrien und nach Stammesregeln um sie zu ringen beschloßen. Das geschah, und den Stärksten nahm sie.

Das Wandertelesphon. Man findet es öfter als unbenutzt, daß man mit dem Telesphonapparat an ein bestimmtes Zimmer, ja an einen festen Platz gebunden ist, und es sind in andern Ländern schon öfters Versuche mit beweglichen Telesphonapparaten gemacht worden. Wie in Ueber Land und Meer mitgeteilt wird, hat auch unsere Reichspost jetzt einen neuen „Wandertelesphonapparat“ eingeführt. Jeder Teilnehmer eines Fernsprechan schlusses kann sich ein Telesphon, das als Wand- oder Tischapparat unerrückbar fest angebracht ist, in einen „tragbaren“ verwandeln lassen. Das Wandertelesphon ist mit einem Steckkontakt versehen, ähnlich wie er bei Tischlampen gebraucht wird, und kann da angeschlossen werden, wo eine solche Anschlußdose vorhanden ist. Will man z. B. nach Geschäfts schluß den im Büro befindlichen Apparat in der Wohnung haben, so nimmt man ihn einfach mit hinüber ins Wohnzimmer oder ins Schlafzimmer und schließt ihn dort mit Hilfe des Steckkontaktes an. Die notwendigen Leitungen mit der gewünschten Zahl von Steckdosen werden von der Postverwaltung auf Antrag eingerichtet. Die Kosten sind nicht groß. Eine Anschlußdose kostet jährlich 24 M., und für eine Leitung, die 100 Meter nicht überschreitet, zahlt man jährlich 20 M. Viele. Auch dafür ist gesorgt, daß ein berechtigter Teilnehmer, der seinen Apparat unangeschlossen herumführen läßt, trotzdem angerufen werden kann, denn auch wenn das Wandertelesphon an keine Dose angeschlossen ist, ertönt doch bei einem Anruf das Klingelzeichen.

Witz und Humor

Ein Sparerr. „Sagen Sie mal, Herr Nachbar, warum haben Sie den heute nichts in die Sammelbüchse gegeben? — Ach Gott, dazu sind die Postentöpfe jetzt viel zu teuer!“

Rech. „Denken Sie, was gestern meiner Frau passiert ist. Sie geht auf der Straße, da fällt ihr ein Staubkorn ins Auge, und sie muß gleich zum nächsten Arzte. — Kostenpunkt 25 Mark!“ — „Das ist noch billig. Meine Frau geht gestern auf der Straße, da fällt ihr ein neuer Hut mit Reiferrädern ins Auge — Kostenpunkt 800 Mark!“

Stinnes. „Mensch, weißte schon das Reisetje? Stinnes hat nun auch den „Wahren Jacob“ jetauft!“ — „Na, nu halt man die Luft an!“ — „Aber id hab es doch selbst gesehen: im Kost für 60 Pfennig!“

Beim Uhrmacher. Kunde: „Die Uhr, die ich vorige Woche bei Ihnen kaufte geht täglich um ein paar Minuten nach.“ — Meister: „Aee, lieber Herr, an der Uhr liegt das nicht, die geht ganz genau, aber die Tage werden jetzt länger!“

Aufgeklärt. Onkel zur zehnjährigen Nichte: „Bist du heiraten, wenn du groß bist, Eischen?“ — Eischen: „Mein, Onkel, auf keinen Fall. Mutti sagt, meißt gehen sie wieder auseinander, wenn sie ein Jahr verheiratet sind, und dann sieht man da mit vier unberorgten Kindern.“

Im Fieber. Ein alter Bauer lag auf den Tod und erklärte seiner Frau, wie er alles nach seinem Tode geordnet haben wollte. „Vergiß nicht, Marie“, murmelte er, „daß mir 30 hannison 25 Kronen schuldig ist.“ „Hört bloß“, sagte seine Frau zu den Nachbarn, die sich versammelt hatten, um ihre Trauer zu teilen, „wie unsächtig er bis zuletzt ist.“ — „Und vergiß nicht, Marie“, fuhr der Sterbende nach einer Weile fort, „daß ich dem alten Peter von 50 Kronen schulde.“ — „Armer Jonas-Petter“, sagte die Frau des Kranken, „jetzt redet er wieder irre.“

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

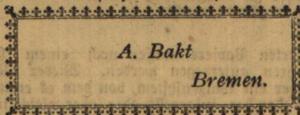
Rätsel Bilderrätsel



Viereck-Rästel

Die Wörter: Pfeffer, Zeitung, Theater, Gabriel, Gefelle, Gabicht und Seegang sind in ein Viereck von 7x7 Feldern derart unterzubringen, daß die senkrechte Linie einen Tag in der Woche nennt.

Besuchstarenrästel



Wer den Beruf des Inhabers dieser Besuchskarte wissen will, muß die Buchstaben nachstehender Karte richtig umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „B“ beginnende Berufsbezeichnung.

Rästel

Als des trauten Heims Symbol ist bekannt es jedem wohl; Häng ihm noch ein Zeichen an, Auf der Weide grasst es dann, Noch ein Zeichen füg hinzu Und ein Dichter wirds im Nu.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 24. Woche

Droschenrästel:



Zahlenrästel: Bogellirichbaum.

Verteildrästel: Das Meer erglänzte weit hinaus — Im letzten Abendsehne.

Rästel: Kleingeld, kein Geld.

Richtige Lösungen sandten ein:

Frau Köhlig, Eina Zimmermann, Frau Th. Schöffler, Karl Dajerner, Luise Dajerner, Karlsruhe; Hermann und Friedrich Weiß, Karlsruhe-Mühlburg; Anton Kaffetter, Karlsruhe-Daglanden; A. Wunder, Baden-Baden.

Es ist kein Pfad der Welt so steil Daß ihn nicht Blumen schmücken; Nur das bleibt unser eignes Teil Daß wir sie pflanzen.

Karl Stieler.

Die Witzstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

25. Woche

Karlsruhe, den 25. Juni

1921

Sommerjonnenvende

Ueber reisendes Gelände
Rohet die Sommerjonnenvende.
All das Keimen, Errieken, Blühen,
Das im Lenz durchs Land geschwommen,
Ist im blanten Sonnenspielen
Stark zur Höhe nun gekommen,
Frucht verheißend, Hoffnung spendend
Kunger stillend, Räte endend:
Neue Kraft füllt müde Händel
Sonnemendel! Sonnemendel!

Und wir dürfen nicht verzagen,
Müssen wollen, müssen schaffen,
Denn in diesen schweren Tagen
Darf der Mut uns nicht erschaffen!
Starren auch des Abgrunds Wände
Dicht und steil um unsre Pfade, —
In uns selbst liegt Glück und Gnade!
Kommt und schafft uns Sonnemende!

Wenn auch unsre alten Augen
Nicht das Land der Zukunft schauen,
Unsre Hand soll dennoch tangen,
In der Zukunft Wert zu hauen!
Unsere Kinder soll das Rachen
Und die Freude wieder schimmern:
Selbst, die Heimat frei zu machen
Und des Glückes Haus zu zimmern!
Jeder tu' nach Kraft und Wissen,
Jeder rege Sinn und Hände,
Weil wir frei sein woll'n und müssen!
Komm' du Tag der Sonnemende!

Die Erdbeeren

Skizze von Emile Zola.

1. Als ich an einem Junimorgen das Fenster öffnete, hauchte mir die frische Luft ins Gesicht. In der Nacht hatte es heftig gewittert. Der Himmel schien wie neu in zartem Blau, als sei er bis in seinen letzten kleinsten Winkel reingewaschen. Die Dächer und die Bäume, deren hohes Geäst ich zwischen den Schornsteinen erblickte, triefen von Regen und das Stückchen Horizont lagte in der gelben Sonne. Den Gärten in der Nähe entstieg der gute Duft nasser Erde.

„Komm, Ninette“, rief ich lustig, „setz deinen Hut auf, Mädchen. . . Wir gehen aufs Land.“
Sie klatschte in die Hände. In zehn Minuten war sie mit dem Anziehen fertig, was für eine kleine Kokette von zwanzig Jahren sehr anerkennenswert ist.
Um neun waren wir im Wäldchen von Verrieres.

2. Verschwiegenes Gehölz, wieviel Verliebte haben dort schon ihre Liebe spazieren geführt! An Wochentagen liegen die Wege verlassen da, Seite an Seite wandelt man umschlungen dahin, die Rippen suchen sich, und es hat keine Gefahr, daß andere zusehen — nur die Grasmücken im Gebüsch. Weithin ertrecken sich die Aueen mit ihren alten Bäumen, hoch und breit, der Sonnenschein schlüpft durch

das Laubwerk und tupft goldene Flecken auf den zarten Vielenteppich. Und frause Wege gibt es, schmale Pfade, die dunkel sind, ganz fest muß man sich aneinander pressen, so eng sind sie; und unburchringliches Dickicht, darin man sich verlieren kann, wenn die Kräfte zu laut schallen.
Ninon ließ meinen Arm los und lief wie ein junger Hund, der glücklich das Gras an seinen Knöcheln spürt. Dann kam sie müde und schmeichelnd zurück und lehnte sich an meine Schulter. Und immer der Wald um uns, weithin ein Meer mit grünen Wogen. Das zitternde Schweigen und der lebendige Schatten der Bäume stieg uns zu Kopf, und wir berauchten uns am brennenden Duft des Frühlings. Im Geheimnis des Waldes wird man wieder zum Kinde.

„O, Erdbeeren, Erdbeeren!“ rief Ninon, und wie ein entbrunnenes Fickeln setzte sie über einen Graben und durchsuchte das Gebüsch.

3. Erdbeeren? O nein, nur die Stauden noch, eine ganze Gruppe unter Brombeersträuchern.

Ninon dachte nicht mehr an die Tiere im Gasse, die sie doch so sehr fürchtete. Redt grub sie ihre Hände dicht in die Farren, hob jedes Blatt und war enttäuscht, nicht die geringste Beere zu finden.

„Man ist uns zugekommen“, sagte sie und zog ein schiefes Mäulchen. „Ach, komm, laß uns suchen, es gibt sicher noch welche.“

Und wir machten uns daran und suchten mit musterhafter Gewissenhaftigkeit. Gebückt, mit vorgerecktem Hals, hielten wir die Augen fest auf den Boden, schritten nur behutlos vorwärts und suchten, ohne ein Wort zu sprechen, aus Furcht, die Erdbeeren könnten davonfliegen. Den Wald mit seinem Schweigen, seinem Schatten, den breiten Aueen und den schmalen Pfaden hatten wir veressen. Erdbeeren, nur Erdbeeren finden! Wir blickten uns vor jedem Gebüsch und unsere zitternden Hände berührten sich im Raube.

Mehr als eine Weile legten wir so zurück; gebückt suchten wir bald rechts, bald links. Nicht die kleinste Beere. Nur prächtige, dunkelgrüne Blätter überall. Ich sah, wie Ninon die Rippen fest aufeinander preschte und ihre Augen feucht wurden.

4. Wir kamen an eine große Böschung, auf die die Sonne mit schweren heißen Strahlen senkrecht niederbrannte. Ninon wollte nicht mehr suchen. Plötzlich stieß sie einen hellen Schrei aus. Ich lief hin, ganz erschrocken, ich glaubte, ihr wäre etwas zugefallen. Ich fand sie auf dem Boden hockend; die Aufregung hatte sie überwältigt; sie wies mit dem Finger auf eine kleine Erdbeere, die kaum erbsengroß und nur auf einer Seite reif war.

„Pflücke sie“, sagte sie leise und schmeichelnd.
Ich hatte mich am Fuße der Böschung neben sie gesetzt.
„Nein, du hast sie gefunden, du mußt sie auch pflücken.“
„Nein, tu mir den Gefallen, pflücke sie.“

Ich wehrte mich solange und so gut, daß sich Ninon entschloß, den Stengel mit dem Nagel abzuzwickeln. Aber damit ergab sich eine neue Frage: Wer von beiden sollte die arme kleine Erdbeere essen, nach der wir eine lange Stunde gesucht hatten. Ninon wollte sie mir durchaus in den Mund stecken. Aber ich blieb fest; schließlich gab ich doch ein wenig nach, die Erdbeere sollte geteilt werden.

Sie nahm sie zwischen die Rippen und sagte lächelnd: „Nun hole dir dein Teil.“ Und ich holte mir meinen Teil. Ich weiß nicht, ob die Erdbeere ganz brüderlich geteilt wurde. Ich weiß auch nicht, ob die Erdbeere mir schmeckte. So gut gefiel mir Minons süßer Kuss.

Die Wäschung war voll Erdbeersträucher, voll richtiger Erdbeersträucher. Die Ernte war fröhlich und reich. Wir hatten ein weißes Taschentuch auf den Boden ausgebreitet und uns feierlich geschworen, die Beute ohne den geringsten Abzug hier niederzulegen. Trotzdem schien es mir, als führe Minon des öfteren die Hand an den Mund.

Als die Ernte eingeharnt war, sollten wir irgendwo im Schatten gemächlich frühstücken. Ganz nahe bemerkte ich einen entzündenden Schlupfwinkel, ein Blätternest. Anständig wurde das Raschentuch neben uns niedergelegt.

Große Güter! Wie gut war es hier, auf dem Moose, in dieser willkürlichen grünen Frische. Minon sah mich mit feuchten Augen an. Die Sonne hatte schmeichelnd ihren Hols gerückt. Und da sie meine ganze Häßlichkeit aus meinem Blicke las, neigte sie sich zu mir und sagte in einer Bewegung bewundernswürdiger Hingebung meine Hände.

Die Sonne flammte hoch im Geäst und tupfte uns zu Frühen goldene Flecken auf den garten Wiesenteppich. Selbst die Grasmücken schwiegen und sahen weg. Als wir dann nach den Erdbeeren suchten, um sie zu essen, bemerkten wir zu unserem Entsetzen, daß wir auf dem Taschentuch ruhten.

Wie der Wald zur Zeitung wird

Im Auto fahren einige Herren über die Waldstraße dahin. Jemand im Steiermark. „Schönes Schleifholz“, unterbricht er eine das Schweigen. „Ja, das wäre ein prächtiger Wald!“ pflichtete ihm der andere bei. „Gerade recht, lauter Fichten...“ und in der richtigen Stärke,“ wieder der andere.

Über Jahr und Tag hält der erste Zug beladen mit dem Wald auf dem Industriegleis der Papierfabrik. Täglich kommen Hüge und täglich wandern die etwa meterlangen Stammstücke in die Schleife, wo sich mächtige Mühlsteine unter stetem Zufluß von Wasser so lange an ihnen reiben, bis eine graue Wassermaße abfließt, die den Holzstoff mit sich führt. Freilich, bevor die Stämme in die Schleife kommen, müssen sie noch in die Schälmaschinen, die sie im Ru mit scharfen Messern sorgfältig entrinde und die Abföhler entfernen die braunen Rinde, dann aber muß das Stammstück unbarbarisch zwischen die Mühlsteine, die mit einer Minutengeschwindigkeit von drei Viertelkilometern, also etwa der eines Gyrpohäuges, mit ihrer rauhen Fläche über den gegen den Stein gedrückten Holzstamm dahinflasen und ihn in Billionen Keilchen zerfasern. Flöße nicht immer Wasser zu, in Sekunden wären Stamm und Faser in Flammen. Das Wasser ist aber nicht nur der Kettler der Holzschleife, auch ihr Träger ist es und das Wasser bleibt nun weiter der treue Gefährte des Holzstoffes und der anderen Stoffe, aus denen die Papiermasse wird, bis etwa einen Meter vor der Papierverwertung der Stoffe. Ein ewiges Dahinfließen der Masse im Wasserstrom, dem die Maschinen den Weg weisen und dann ist plötzlich die Papiermasse trocken und auch schon schreib- und druckfähig. Diesen Lauf des Holzstoffes von der Schleife bis zum Kaland, der das Papier schon in mächtigen Rollen entläßt, zu verfolgen, lohnt sich der Mühe.

Für die Holzstoffgewinnung muß das Holz unter den Schleißeisen, für die Zellulosegewinnung zunächst unter das Messer und dann, mit Schweißlauge versetzt, in die Dampfdruckapparate, um die gewünschte Wandlung zu erfahren. Hundert Raummeter Holz verschlingen die Schleißeisen allein täglich, und auf einen Raummeter gehen 35 Stammstücke. Der Baum zu zehn Metern verwendbarer Höhe gerechnet, stellt jeder Raummeter etwa 3 1/2 Bäume von 30 bis 40 Jahren dar, hundert Raummeter also 350 Bäume oder an 300 Arbeitstagen rund Hunderttausend. Das ist schon ein gewaltiger Wald und Jahr um Jahr muß so einer für diese Fabrik allein wachsen, um in Millionen Zeitungsbücher und in Milliarden Blätter anderen Papiers gewandelt zu werden. Für die Zellulosegewinnung ist das Verfahren anders. Hier werden die ganzen Stämme, auch viele mächtige sind unter ihnen, erst auf die Schälmaschine gebracht, die die Stämme entrinde und dann mechanisch auf die Säge weiterführt, die den Stamm in einzelne Querstücke schneidet. Diese werden von einem lebenden Band in den benachbarten Raum getragen, aus dem das Krommelfeuer einer Holz-

haxezeit grühten Stills an unser Ohr schlägt. Ein anderes Transportband aber trägt die Abfälle direkt ins Kesselhaus, wo sie Mittel sind, den Dampf zu gewinnen, der der Holzfasern lockend an den Leib muß, um sie zu zermürben. Im Sackraum hört man sein eigenes Wort nicht, dennoch sind zwei schwere Geräusche deutlich zu unterscheiden. Die regelmäßigen Schläge der Dampfzylinder, die, gleich einem Dampfhammer gebaut, auf die quer geschnittenen Stammstücke niederhaut, um sie mit einem Hieb zu spalten, und das Krommelfeuer der Dampfzylinder. Die Dampfzylinder gleiten mit ruhiger Gelassenheit auf und nieder, so als ob sie sich ihres Erfolges sicher wäre. Schlag um Schlag, und jeder Schlag spaltet einen Stamm oder einen halben Stamm in zwei Hälften, wie stark immer er auch sein mag. Mandmal schiebt der Haxer Stämme von solchem Umfang unter, daß er sie selber gar nicht umspannen kann, aber die Dampfzylinder wird auch mit ihnen fertig. Ein Schlag und schon ist der Stamm gespalten. Die mächtigen Scheiter, oft solche von einem Drittelmeter Durchmesser wandern in die Hadmaschine, die Scheit um Scheit mit ihren großen scharfen Hadmessern förmlich frisst. Mit der eigenen und der Schwere des nächsten räden die Scheiter in den Nachen der Hadmaschine nach in der auf einer rotierenden Walze zwei Messer so angebracht sind, daß sie die mächtigen Scheiter in handbreite Einzelstücke zerhacken. Man kann gar nicht so rasch schauen, um die Arbeit der Hadmesser zu verfolgen. So ein etwa halbmeter langes Scheit verschwindet in dem Nachen der Hadmaschine in Sekunden.

Ein Transportband führt die kleinen Stücke — Scheite wie für die Sparösen unserer Tage — in den ersten Stod in zwei Riesentrömmeln, in denen die Holzstücke sortiert und staubfrei gemacht werden. Dann geht es in die Silos hinaus. Hebe- und Fördermaschinen (Elevatoren) tragen die Holzstücke in die Höhe des zweiten Stockwerkes, von wo sie in die Silos — unten mit Schieberen verschlossene Riesentrömmeln — geworfen werden. Ein verschobbares Transportband ermüdet es, bald den einen, bald den anderen Trichter zu füllen. Die Silos münden mit zwei Schläuchen in die mächtigen Zelluloselöcher, in die vom Beselhaufe her die Schweißlauge und der Dampf geleitet wird. Sie wirken auf das Holz ein. Es wird saftiger, es bekommt den Fasern, der die sogenannte „Zellulose“ darstellt. Der Haxer wird wieder nach unten entleert. Aber noch einmal muß das Holz in die Höhe. Abermals in einem Silo und von diesem als „gelochtes Holz“ in die zwei Zelluloseapparate, die untereinander angeordnet sind. Dann erst in die Waschkrommel, die die Holzreste aufzufangen hat, ehe sie die nun mehlig-feine Zellulose mit dem Wasser durch die feinen Löcher der Siebtrommel des Waschapparates entweichen läßt.

Die graue Flut ist nun in einem künstlichen Bett gehalten, in das noch ein Sandfang mit Holzrippen eingebaut ist, die auch wieder unreine Teile aufzufangen haben. Dann erst ergießt sich die nun vom Wasser getragene Zellulose in die Stoffbütte, einen manns hohen Vorkübel von etwa fünf Metern Durchmesser, in dem ein Mühwerk Wasser und Masse in steter Bewegung hält. Wöhren leiten nun die Flut auf die Entwässerungsmaschinen, eigentlich flache Miesensiebe, die die Sohle des Wasserbettes darstellen. Das Wasser sibt Har durch und die Zellulose gleitet weiter, bis endlich die Saugapparate unter dem Siebe die letzten Wasserreste herausziehen. Schon ist auch die Zellulose sichtbar. In der ganzen Siebbreite quillt aus der letzten Drehrolle ein Stoff hervor, so weich wie Wolle, der sich jenseits einer Welle, über die er geführt wird, aufrollt. Die Zelluloserolle ist fertig. Aber noch ist der chemische Prozeß nicht zu Ende, den die Zellulose durchzumachen hat. Die Zellulose muß nicht nur so weich wie Wolle sein, auch so weich wie sie muß sie werden, zum Unterschied von dem gelben Holzstoff, der durch das Schleiferfahren gewonnen wird. Sie muß also zunächst in den Bleichholländer, das alte Werkzeug der Papierfabrikation, das daher seinen Namen hat, daß sich die Papiererzeugung für die holländischen und nicht für die deutschen Apparate entschieden hat. Das Ursprungsland hat dem Miesengeschirr den Namen gegeben. Im Bleichholländer wird aus dem Holzstoff „holzfreies“ Papier erzeugt oder mittelholzfreies, und doch ist es eigentlich aus Holz. Die Fachleute wissen, daß es mit Lumpenpapier nicht den Wettbewerb aufnehmen kann, aber annähernd kann der Holzstoff durch das chemische Verfahren, dem er in dem Bleichholländer ausgesetzt wird, doch so hergerichtet werden wie „Wasserlumpen“.

Der Drei im Holländer wandert nun in eine Stoffbütte mit dem fertigen Papierbrei und vereinigt und gut vermischt fließen dann beide in den Schwimmer, der sich automatisch öffnet und schließt. Nun geht es auch schon an das Papiermachen. Eigentlich ist es technisch derselbe Vorgang, wie wir ihn schon früher bei der Zellulose-Erzeugung kennen gelernt haben. Die

Papiermasse wird in ihrer Wasserbahn, vom Stoffschöpfrad reguliert, nachdem man schwächeres oder stärkeres Papier braucht, in dünnerem oder kräftigerem Strom über den Sandfang und Klotzenfang auf die Papiermaschine geleitet. Den Knotenfang verläßt die Masse schon mäßig weich oder in der Farbe, die sonst das Papier haben soll, und sie ergießt sich nun auf das zwei Meter breite und vielleicht zehn Meter lange Kupferblech der Papiermaschine. Unter fortwährendem Schütteln des Siebes gleitet die Masse langsam weiter, während das Wasser erst in dichten Schleiern, dann immer dünner und dünner in die Wanne unter der Maschine abfließt. Einige Schritte weiter und wir sind an der Stelle, wo wir mit der rechten Hand noch die fließende Papiermasse, mit der linken aber schon das — freilich noch feuchte — Papier greifen können. Das hat die Gaultschpreße getan, die mächtig viel Wasser herausgepreßt hat. Aber noch immer sind wir „im Massen“. Noch durch einige Pressen muß das Papier, durch die Kapppressen, von denen das Wasser noch immer in Strömen niederquillt.

Von der Kapppreße weg kommt das Papier auf die Trockentrommel. Nun hat man schon ganz das Bild wie bei der Notationsmaschine in der Buchdruckerei. Eine unendliche Rolle zwei Meter breiten Papiers läuft über ein System von Walzen, die über- und nebeneinander, auf- und absteigend angeordnet sind, die Trockenzylinder. Und über alle diese Walzen laufen in der Minute, je nachdem die Maschine eingestellt ist, hundert bis vierhundert Meter Papier. Aber noch ist das Papier rauß. Es muß also noch über das Glättwerk. Wieder kann man mit der rechten Hand das rauhe, mit der linken schon das glatte Papier greifen. Es ist tüchtig ausgebügelt. Auf dem Kälteapparat, über den es auf seinem weiten Weg über das Maschinenungeheuer noch muß, verliert es die Sprödigkeit, um endlich die zwölfte und letzte Station vom Kaland bis hieher zu durchlaufen, den Kaland, der das Papier maschinenglatt macht.

Die satinierten Papiere müssen noch einem besonderen Glättungsverfahren unterzogen werden. Wieder läuft das Rollenpapier über ein Walzensystem, von dem es entweder wieder auf einem Tambor aufgerollt oder aber gleich in Format geschnitten weitergeleitet wird. Das Rollenpapier muß, wenn es für Zeitungen brauchbar sein soll, in der Mitte durchgeschnitten werden. Die Maschinenchere, die das besorgt, leistet auch tüchtige Arbeit. Einmal angefaßt, trennt sie die zwei Meter breite Rolle von mehr als 7000 Metern Länge in zwei Rollen innerhalb von zwei Minuten. Sechs Meter Rollenpapier schneidet sie in der Sekunde, dreihundertfünfzig Meter in der Minute, das heißt, sie schneidet mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 22 Kilometern oder 15 Seemellen, was der mittleren Geschwindigkeit eines Dampfers entspricht. Im Kalandersaal gibt es eine ganze Reihe von Maschinenmündern zu betastuen, die Querschneidemaschinen, die die Rollen selbst zusammenlegen, die Amier- und Nafriermaschinen und manche andere, die von Frauen und Mädchen bedient werden.

Ein mächtiges Stück Kulturarbeit wird da geleistet. So klingt, schreibt Max Winter in der Wiener „Arbeiterzeitung“, die Geschichte: „Wie der Wald zur Zeitung wird“ — die Notationspapierrollen brauchen nun nur noch an die Zeitungsdruckmaschinen eingehoben zu werden — in ein freundiges Zukunftsbild aus.

Für unsere Frauen

Zwei Kinder

Nachmittags gegen 4 Uhr in einem Café. An einem Marmortischchen sitzt eine Frau mit einem kleinen Mädchen. So ganz fein rausgeputzt ist die Kleine: blaues Kleidchen, rotes Käpfel, hinten ein schmader, sorgsam geflochtener Zopf, der über die linke Schulter bis in den Schoß reicht. Die Beine des Kindchens hampeln spählig nieder. Auf seiner Wiener liegen Artigkeit und Kinderstube. Es weiß, daß das etwas ist, in einem Café sitzen, in den riesengroßen Spiegel an der Wand gucken, Worte schlucken zu können.

Wie wieder mal die Tür aufgerissen wird, huscht mit einem Gähnelch ein anderes kleines Mädchen mit in das Café. In der linken hält eine Marittafche. In seiner Rechten hält es zwei Streichholzschachteln. Es eilt von Tisch zu Tisch. Knickt. Flüstert: „Brauchen Sie Streichhölzer?“ Schmunzelt sieht das Kind aus. Eine Kante umhüllt es. Es ist wohl erst im achten Jahre. Aber aus seinen Augen blüht schon etwas wie Räte, Wissen, Geschäftssinn. Es kommt auch an Lottchens Tisch. Knickt. Flüstert ins Leere: „Brauchen Sie Streichhölzer?“ Dann blinzelt es und reißt instinktiv die Rechte mit den Streichhölzern auf den Rücken, als schäme es sich, Worte feilzubieten, und lächelt dann verlegen: „Ach du — Lotte — Guten Tag, Lotte.“

Jene Lotte erinnert sich: das Hausmannsmädchen aus dem Nebenhaus, mit dem sie gelegentlich gespielt hat. Das Hausmannsmädchen hat nun seine Verlegenheit überwinden und sagt lächelnd mit einem schönen Seitenblick auf Lottchens Mutter: „Braucht Ihr Streichhölzer?“

In Lottchens Augen kommt Glanz. Sie fühlt sich wichtig, das war noch nicht da, daß sie jemand um so etwas fragte. „Ja“, sagt sie. „Ja. Du kannst mir eine Schachtel geben, Minna. Für meine Nachterge brauche ich eine. Was kostet sie denn?“ „Dreißig Pfennig“, sagt das Hausmannsmädchen. Lotte nimmt einen Fünfsigpfennigchein heraus. „So, Minna“, sagt sie. „So. Und die zehn Pfennig sind für dich.“

Minna bedankt sich und geht an den Nebentisch. Die Mutter lächelt.

Lotte tuschelt der Mutter ins Ohr: „Darf ich mir ganz schnell noch ein Stückchen Torten bestellen?“ — Die Mutter nickt. „Herr Ober!“ ruft Lotte. „Herr Ober!“ — Der Ober kommt.

Lotte sagt es recht laut, daß es Minna möglichst noch hören „Ein Stückchen Torten will ich haben.“

Spielen — Gaschen und Bälle werfen und Beritochen spielen kann von nun an Lotte selbstverständlich nicht mehr mit Minna. Schade. Sehr Schade. Sie hatte immer recht gern mit ihr gespielt.

Mütter

Von Ernst Toller

Aus weißen Lilien sei auch ein Tempel erbaut, Von des Himmels Weiten sternhell überblaut. Weißestätte euren Tränen, Altar euren heißen Leid.

Mütter, Die euch Hoffnung, frohe Würde, Regen jäh zerfetzt in aufgewühlter Erde, Gleichnis graungepeitelter Menschenherde, Nöckeln zwischen Drahtverhauen, Oder fliehen scheu als Krüppel, Irren blind durch gelbes Korn. Taube tasten starren Blicks nach euren Liedern, Blumenkehe, die ihr webet Um die Wiege eures Kindes. Die auf Feldern jubelnd stürzten, Torlehn eingeleckert wahnwitzschwärend, Winde Tiere durch die Welt.

Mütter! Eure Söhne taten das einander.

Eure Schmerzen lodern allzu grell, Um verlöschend sich im Aufstrei zu befrein. Sind zu sehr erfüllt von Grauen, um Gebete flammend Singelniet Erbsung still zu finden.

Grabt euch tiefer in den Schmerz, Laßt ihn zerren, ähend wühlen...

Nicht gramverkampfte Arme, Seid Kulkane, glühend Meer: Schmerz, gebäre Tati!

Aus Welt und Wissen

Ein weiblicher Robinson. Der Robinsonaden gibt es seit jener Zeit, da Defoe, angeregt durch die Schicksale des Matrosen Selkirk, seinen unsterblichen Robinson Crusoe schrieb, unzählige. Phantastische Verfasser ließen Personen jeden Standes und jeden Alters auf unbekanntem Inseln und in Gindben und Wüsten aller Art verschlagen werden, und sich dort behelfen und zurechtfinden, wie es ihnen eben einfiel. Aber ein weiblicher Robinson ist nicht geschrieben worden, vielleicht weil die Schriftsteller fürchteten, man würde ihnen nicht glauben, daß eine Frau das Leben ausgehalten habe, in dem sie mit niemandem sprechen konnte.

Und doch hat es in Wirklichkeit einen weiblichen Robinson gegeben, von dem Dr. Max Bollacq im „Wissen“ nach dem Bericht eines englischen Reisenden Geanre erzählt. Bei einer Tour im hohen Norden Amerikas entdeckte einer seiner indianischen Führer die Spur eines seltsamen Schneeschuhs. Das war in der eisigen Ginde ein so seltsamer Fund, daß man der Spur folgte. Und da entdeckte man eine aus Kiebbholz und Schnee gebaute Hütte, in der eine junge, schöne Indianerin allein hauste. Sie war bei einer Feinde zwischen zwei Stämmen gefangen genommen worden, hatte aber, da ihr die Stämme nicht behagte, eine Gelegenheit zur Flucht benutzt. Auf der Flucht hatte sie den Rückweg zu den Stammesgenossen verfehlt, sich verirrt und war in diese Ginde gekommen, wo sie nun schon sieben Monate lebte. Mit bewundernswürdiger